

---

# Internationale Gesellschaft für Tiefenpsychologie e.V.

---

Erweiterte Gemeinschaft Arzt und Seelsorger – Sitz Stuttgart

**Vorsitzende:** Dr. Konstantin Rößler, Gideon Horowitz, Margarete Leibig

**Wissenschaftliche Leitung:** Dr. Renate Daniel, Prof. Johanna Haberer

**Geschäftsführerin:** Elke Schmid-Eickhoff

Gegründet im Jahr 1949 als „Stuttgarter Gemeinschaft Arzt  
und Seelsorger“ von Prof. Dr. Dr. med. Wilhelm Bitter,  
Geistlicher Rat Dr. theol. h. c. Hermann Breucha, Pfarrer Rudolf Daur

---

**75. Jahrgang**

**Februar 2025**

---

**Liebe Freundinnen und Freunde,  
liebe Mitglieder unserer Gesellschaft,**

als Vorstand, wissenschaftliche Leitung und Geschäftsführung der igt wünschen wir Ihnen herzlich ein gesundes und frohes Jahr 2025, das Sie hoffentlich gut beginnen konnten!

**Zusammenhalten – Vielstimmig und streitbar, beherzt und besonnen** lautete der Titel unsere Tagung im letzten Jahr, mit der wir zugleich das 75-jährige Bestehen der igt gefeiert haben. Wolfgang Teichert hat wieder in bewährter Weise die Aufgabe übernommen, auch diese Jubiläumstagung zusammenzufassen. Zu allen Vorträgen finden Sie prägnante Texte, die die zentralen Gedanken der Referentinnen und Referenten wiedergeben, einschließlich des Festabends. Wir danken ihm sehr herzlich, dass er uns auf diese Weise die Tagung nicht nur in Erinnerung holt, sondern auch inhaltlich so konzentriert auf den Punkt bringt. Und anlässlich des Jubiläums möchten wir ihm bei dieser Gelegenheit auch Danke dafür sagen, dass er das nun schon seit so vielen Jahren für uns tut.

Ihnen allen wünschen wir viel Freude beim Lesen und Wiederentdecken!

Aus Ihren Vorschlägen bei der Mitgliederversammlung hat sich sehr klar ein zentrales Thema für die kommende Tagung ergeben, das wir nun ausformuliert haben:

## **Die vielen Gesichter der Einsamkeit**

Nur wenige psychosoziale Themen haben in den letzten Jahren derart große Aufmerksamkeit und Wirkung erzielt wie das der Einsamkeit. Wie es dazu kommt und wie wir ihr begegnen können, aber auch welche unterschiedlichen Gesichter sie zeigen kann, das alles wird uns dieses Jahr beschäftigen. Die Vorbereitungen für den Herbst laufen schon – wir hoffen, damit Ihre Neugier zu wecken und Sie vom 2.–6. 11. 2025 wieder in Lindau und online begrüßen zu dürfen!

Ihr Konstantin Rößler



# Zusammenhalten Vielstimmig und Streitbar, beherzt und besonnen

igt-Tagung 27.–31. 10. 2024

Das Tagungsthema „**Zusammenhalten – Vielstimmig und Streitbar, beherzt und besonnen**“ ereignete sich bereits ziemlich zu Beginn der Tagung in zwei gar nicht aufeinander abgestimmten, doch bezogenen Ereignissen: Einmal der dreistimmige Auftakt der ersten Vorträge, zum anderen die Musik im Lindauer Konzertsaal. Dort wurde mit einer Fuge (Johann Sebastian Bach) begonnen. Vorträge wie Fuge stehen für Zusammenhalten und -gehen, bei gleichzeitiger Erlaubnis, verschieden zu sein!

Auf die Vorträge kommen wir noch zu sprechen (siehe unten). Die Fuge – man erinnert sich – war und ist als eine der wichtigsten und fesselndsten kontrapunktischen Formen das Ergebnis einer Entscheidung für ein Thema, ohne monothematisch gewaltsam zu sein: Sie hält zusammen bei bezogener Verschiedenheit!

Und so erinnerte auch gleich zu Beginn der Tagung **Konstantin Rößler** (Vorsitzender der IGT): „Die Gründungsidee der Ärzte und Seelsorger, die diese Tagung vor 75 Jahren ins Leben gerufen haben, beruht darauf, Vielfältigkeit, Interdisziplinarität und Austausch diskriminierenden und menschenverachtenden Ideen entgegenzusetzen. Sie zielt darauf zusammenzukommen, nicht zu spalten.“ Und er endete: „Wir sind nicht allein! Wir sind viele und: wir sind vielfältig!“ Ohne Angst also verschieden sein zu dürfen, das könnte das untergründig variierte Thema der Lindauer Beiträge gewesen sein.

Mit drei einleitenden Vorträgen zum Mythos vom Turm, der bis in den Himmel reichen sollte, hatten **Gidon Horowitz, Johanna Haberer und Konstantin Rößler** gezeigt, wie sich über den „Umweg“ einer mythischen oder gar archetypischen Erzählung Vielsprachig- und Vielstimmigkeit über Spaltungen hinweg zusammenhalten lassen.

Aus der Sicht jüdischer Überlieferung (Midraschim) las **Gidon Horowitz (Stegen)** die Verse aus dem 1. Buch Mose (Kapitel 11, Vers 1–9) in der Übersetzung von Rabbiner Samson Raphael Hirsch (von 1867/1883). Der hatte sich intensiv mit der hebräischen Sprache befasst, wie es rabbinische Auslegung bis heute praktiziert mit der Frage: Was können Menschen tun, wenn ihr Zusammenhalt empfindlich gefährdet ist? Antwort der alten Geschichte: Man baut eine gemeinsame Stadt mit

einem Turm, der „bis zum Himmel“ reichte, auf alle Fälle bis zu den Wolken, um Einheit zu erwirken. Projektleiter sei aber ein autoritärer Gewaltherrscher (Nimrod) gewesen, der sich, wie es heißt, „einen Namen machen wollte“ (Genesis 11; 4). Gidon Horowitz zog die Parallele, dass wir solche Herrscher kennen bis heute. Sie wollen ihr Land „wieder groß“ machen und ködern die Menschen mit solchen Verheißungen. Dabei spannen sie die anderen Menschen für die eigenen Zwecke ein und unterdrücken sie schließlich. Viele von diesen Herrschern bereichern sich bei ihrem Tun auch schamlos und das Leben der anderen gilt ihnen nichts (Der Name Putin wurde nicht genannt).

Solche monomanen Einheitsunternehmen seien aber immer unterdrückend und bekämen Widerstand. Wörtlich und im Anschluss an Rabbiner Hirsch: „Diese Unterdrückung der Individualität führte zu einer Gegenreaktion, bei der nur noch das Subjektive galt. Die Bezeichnung der Dinge wechselte von einer objektiven, allen Menschen gemeinsamen Benennung, zu einer subjektiven.“ Folge: Man versteht einander nicht mehr! Das sei allerdings keine „Strafe“ gewesen, vermuten die Rabbinen. Denn gerade durch ihr Auseinandergehen hätten die Menschen den Plan des Allmächtigen eingelöst, die ganze Erde zu füllen mit ihrer Vielfalt und Vielstimmigkeit.

Dies bestätigte denn auch die Theologin **Johanna Haberer (Großensee)**: Die exegetischen Wissenschaften korrigierten heute die traditionelle Auslegung von der Schuld des planenden und bauenden Menschen. Der soll eben nicht schlecht gemacht werden. Es gehe mehr um die verordnete Einstimmigkeit: denn alle sprechen mit „einer Lippe“, wie es im Hebräischen genau heißt. Das sei eindimensionale Kommunikation, ohne Korrektiv: Wir sind „ein Volk“ – so die Botschaft, also keine Vielfalt, sondern nur widerspruchloser Einheitsbrei! Und genau dagegen gehe Jahwe vor und spreche damit für die gesamte Menschheit. Mit dem katholischen Theologen Ulrich Berges: Die Geschichte vom Turmbau richte sich herrschaftskritisch gegen die „Konzentration aller kollektiven Kräfte auf den einen Ort“, es gehe um „Distanz zu den Großmächten“ gegen „einvölkische“ Bestrebungen. Das Neue Testament (oder das „Zweite Testament“) beziehe sich auf die Geschichte vom Turmbau zu Babel, ohne diese ausdrücklich zu erwähnen, durch den „Mythos von Pfingsten“ und dessen propagierte Geisteskraft, den Heiligen Geist. Wörtlich: „Der ‚heilige Geist‘, wie ihn die alte Kirche nennt, ist ein Mysterium, das unsere Sprache sprengt. Elementare Bilder haben die ersten neutestamentlichen Zeugen gefunden, um das überwältigende Erlebnis zu beschreiben, dass man sich versteht, ohne die gleiche Sprache zu sprechen: Vom Wind, der da weht, wo er will, ist die Rede und vom Sturm, der die Angst wegbläst, vom Feuer, das

wärmt, das inspiriert, das klärt und reinigt, und vom Funken, der überspringt und viele, viele erfasst.“ Es sei eine Geschichte von der Angst zum Mut. Von der geduckten Haltung zur aufrechten. Vom Verstecken zum öffentlichen Auftritt. Vom Schweigen zum Reden – vom Reden zum vielfältigen Verstehen – und von der wundersamen Erfahrung, wie das zustande kommen konnte.

Nach der Katastrophe von Golgatha, dem schmachvollen Ende ihres Lehrers mit dem – so schien es – Untergang seiner Lehre und der Auflösung seiner Gefolgsleute hatten die Anhänger und Parteigänger sich unsichtbar gemacht und verkrochen. Sie hatten um ihr Leben gezittert und duckten sich in ständiger Furcht vor Bespitzelung und Denunziation. Der Auftritt des sogenannten „Heiligen Geistes“ markiert das Ende der Angst und den Beginn einer öffentlichen Auseinandersetzung um Wertvorstellungen, Lebensstile, Konzepte der Gemeinschaft: wie wollen wir zusammenleben? Wie wollen wir leben, wie wollen wir sterben? Es sei der Geist der Verbindung zwischen dem Schöpfer und seinem Geschöpf, „der uns atmen lässt, der uns reden macht und singen und beten, lieben und sorgen.“

Man kann ihn in der Musik spüren, rief die Referentin aus und ließ sich anrühren von Verena Kast (Festschrift zum Jubiläum): „Es könnte unter uns mehr Musik geben – wir könnten öfter singen miteinander, wenn nicht gerade COVID im Raum steht. Die Neurowissenschaften können uns gut vermitteln, wie viel Wohltuendes geschieht, wenn wir miteinander singen.“ Musik also als spürbarster Moment des Geistes. Dieser „Heilige Geist“ sei die Weitererzählung von Babel, indem er Kraft frei mache, um sich selbst und andere aus Schuld zu befreien, loszusprechen. Enttäuschung, Verrat, Verbrechen, Ungerechtigkeit werde es zwischen Menschen und Völkern immer geben. „Es ist diese Art von himmlischem Zauber, der Neuanfänge zwischen uns ermöglicht über die tiefsten Gräben hinweg und Frieden schafft“. Scheitern gehöre dazu, aber die Hoffnung nicht aufzugeben, zeugt von der Kraft dieses anderen Geistes. Es gebe nur eine „Sünde“ gegen ihn, wenn man meint, man benötige keine Vergebung, von niemandem! Wo doch der Geist bewirke, „dass bei Gott aber alle Dinge möglich sind!“

Das dritte Kurzreferat von **Konstantin Rößler (Wörth am Rhein)** näherte sich der Babel-Geschichte in tiefenpsychologischer Perspektive. Sein Interesse: Den Mythos in Bezug zu aktuellen Entwicklungen zu setzen und daraufhin zu befragen, was eine solche zeitlose, archetypische Geschichte zum Verständnis von uns selbst und heute beitragen könnte. Man könne sie auch lesen als „Umgang des Menschen mit einer neuen Technik“. Entscheidend sei die Haltung, die man dazu einnimmt. Denn wir stünden ja selbst staunend der digitalen Entwicklung

gegenüber bis hin zur Vermutung, „dass sich die Funktion eines menschlichen Gehirns auf Festplatte übertragen lässt“, faszinierend und erschreckend zugleich, wie Konstantin Rößler feststellt. In der Turmgeschichte nun lasse sich ein folgenschwerer Umschwung erkennen: „Es wird eine Haltung aufgegeben, eine, die anerkennt, dass zur menschlichen Existenz eine transzendente Ebene gehört, ein Ort, der für die Menschen nicht erreichbar ist, mit dem sie aber doch in einer ganz wesentlichen Beziehung stehen.“ Damit werde, jungianisch gesagt, die Fähigkeit des Ichs zerstört, „mit Seiten des Unbewussten in Beziehung zu treten, sie als Teil der eigenen Persönlichkeit zu berücksichtigen“. Wenn diese Fähigkeit abhandenkommt, könne man nicht mehr wahrnehmen, dass es verschiedene Perspektiven geben kann. „Aus dem symbolischen Raum, der die Ambivalenz aushält, wird ein konkretistischer, der nur gelten lässt, was objektivierbar scheint.“ Schon die Idee, einen solchen Turm zu bauen, verlasse die Sprache des Symbolischen, die sonst alle verbinden kann. Der Referent also liest die Turmbaugeschichte einerseits auch als Warnung, den Zugang zum symbolischen Raum zu entwerten und aufzugeben.

Man dürfe aber auch nicht die andere Seite des Mythengebrauchs unterschlagen, betonte Konstantin Rößler mit Yuval Harari, wenn – wie im Fall der Atombombe – mit Hilfe des Mythos faktenbasiertes Handeln in den Dienst destruktiver Impulse gestellt wird. Hier entstehe eine explosive Kraft in Gestalt der Bombe, die aber nur hergestellt werden kann durch die enorme, sich am Ende ebenfalls als explosiv erweisende Macht eines gemeinsamen Mythos, den Menschen immer brauchen, um zusammenzuarbeiten und große Projekte und Entwicklungen voranzubringen. Also brauchten wir sowohl den Zugang zum symbolischen Raum, aber eben auch „ein Bewusstsein dafür, wie sehr wir gerade in diesem symbolischen Raum verführbar werden und wie existenziell bedrohlich das wiederum für uns sein kann.“

Beides sei zu balancieren, denn sonst gerate man (mit C.G. Jung) in einseitiges Umkippen, ins jeweilige Gegenteil („Enantiodromie“): Entweder ein berechtigtes Interesse wird gar nicht gehört oder eine Diskussion wird schon im Keim erstickt. Mit der Juristin Frauke Rostalski fiel hier der wichtige Begriff von der „Diskurs-Vulnerabilität“: Man spricht verschiedene Sprachen und versteht sich nicht mehr, oder man spricht gar nicht mehr, weil man sowieso glaubt, dass man sich nicht verstehen kann. Uns so gehe es mit der Turmgeschichte darum, im Gespräch und in der Beziehung zu bleiben, „auch dort, wo es schwerfällt, dort, wo unsere Fähigkeit auf die Probe gestellt wird, das Andere, das Widersprüchliche, das Uneindeutige zu ertragen.“ Wie also eine

„Muttersprache der Menschen“ wiederfinden? Es wäre aus tiefenpsychologischer Sicht die Sprache des Unbewussten in Gestalt der Bilder, wie wir sie vor allem aus Träumen und Imaginationen kennen, das, was Jung bezeichnet als „unmittelbarer Ausdruck der psychischen Lebenstätigkeit, der psychischen Energie, die dem Bewusstsein nicht anders als in Form von Inhalten und Bildern gegeben ist“ (C.G. Jung, GW 6, § 792). Übrigens: Hier könnten sich, so schloss Konstantin Rößler, Theologie und Tiefenpsychologie begegnen, indem sich beide immer wieder wundern.

Nur kurz erwähnt sei dann der **Festabend**. Es gab Interviews mit Ingrid Riedel und Verena Kast, die als „gelassen“ und „lässig“ scherzhaft titulierte und gefragt wurden, ob die IGT ihre wissenschaftliche, therapeutische und menschliche Heimat geworden sei? Antwort: Eine „Heimat auf Zeit“ (Verena Kast) die – so Ingrid Riedel – mit ihrer transdisziplinären Kompetenz Therapie und Theologie und das Schöpferische darin verbunden habe. „Alleinstellungsmerkmal“ sei, dass man ohne Angst verschieden sein dürfe und Freunde aus ganz anderen Berufen mitbringen könne! Man wünsche sich allerdings auch „neue Formate“ mit kleineren Reflexionsgruppen, um den morgendlichen Plenumsvorträgen besser gerecht werden zu können! Last but not least: Man solle sich noch mehr um Kunst (auch Singen und Musik) und Kultur kümmern. Verena Kast: „Mich regt alles an, was ich noch nicht weiß“.

Weiterer Höhepunkt des Festabends, war dann das Gespräch zwischen Arzt, Therapeut (Konstantin Rößler, Psychotherapeut und Vorsitzender der internationalen Gesellschaft für Tiefenpsychologie) und Theologe (Alexander Deeg, evangelischer Theologe und Professor für Praktische Theologie an der Universität Leipzig). Wie entsprechen sich, so die erste Frage, „Unbewusstes“ in der analytischen Psychologie und „Gott“ in der praktischen Theologie? Antwort: Beide seien nicht durchschaubar. Gefahr für Therapeuten? Mit dem Unbewussten ebenso fertig zu sein, wie die Theologie mit Gott. Ist der eine Projektion? Beide Professionen täten gut daran, Unverfügbares erst einmal anzuerkennen. Dann könne man auch wieder die vergessene Seele reanimieren, indem die Theologie Seelisches als Unterbrechung von Routinen anerkennt und die Psychologie aufs spirituelle Bewusstsein achtet. Denn im Zentrum der Jung'schen Persönlichkeitspsychologie stehe das Selbst und die Individuation: Der Mensch soll zu dem werden, der er von seinen Anlagen und Entwicklungsmöglichkeiten her wirklich ist. Und die Therapeuten sollten sich auch ein wenig von sich selber distanzieren können, humorvoll!

Der Soziologe **Wilhelm Heitmeyer (Bielefeld)** fragte dann am nächsten Tag im Eröffnungsreferat „Die Durchrohung der Gesellschaft. Eine soziologische Analyse“, wie Verrohung und Gewalt den Alltag durchdringen und wie das Verhalten von durchrohten Strukturen auch von Institutionen beeinflusst wird.

Bei Heitmeyer gehört dies Thema seit 1990 zu seinen Studien über „soziale Desintegration“, also über Formen von nicht gelungener gesellschaftlicher Einbindung von Bürgerinnen und Bürgern. Gelungen wäre Integration, so die These des Soziologen, wenn sie ein ausgewogenes Verhältnis von Freiheit und Bindung zeige, und zwar durch Anerkennung in sozialen (positionell), institutionellen (moralisch) und persönlichen zwischenmenschlichen (emotional) Bereichen.

Das Zusammenhalten sei allerdings in Gefahr, als „Alleskleber“ gebraucht zu werden, denn seit 2010 werde der Begriff „dramatisch“ oft verwendet. Gibt es eine Entsprechung in unserer Lebensrealität? Der Blick, so der Soziologe, müsse besonders auf die sozialen, ökonomischen und politischen Verhältnisse gerichtet werden. Und dort nehme er „destruktive Selbstermächtigungen“ wahr, die „Gelegenheitsstrukturen“ von Durchrohung begünstigen.

Denn Umfragen unter verschiedenen Berufsgruppen hätten erschreckende Phänomene ans Licht gebracht: Gewalt gegen AmtsträgerInnen und das Personal öffentlicher Einrichtungen. Dies betrifft BürgermeisterInnen und Feuerwehrleute, aber auch Gerichtsvollzieher, die MitarbeiterInnen von Job-Centern und Schiedsrichter in Amateurligen etc.

Er selber schlug drei Erklärungen für diese Phänomene vor: 1. Sie lägen im „Grundmuster der Moderne“ selber. Die zeichne sich eben durch Doppeldeutigkeiten (Ambivalenzen und Ambiguitäten) aus. Eindeutigkeiten etwa im Lebensentwurf und Sicherheiten im Lebensgefühl seien nicht mehr klar, falls sie es denn je waren. Die Folgen seien dann, dass Biografien als negativ erlebt werden (Negative Individualisierung) und dass man sich selber zugleich aus Unsicherheit als einzigartig und außergewöhnlich darstellen müsse! Dabei sei man selbstverantwortlich, aber überfordert, weil die über einen selbst hinausgehenden transindividuellen und verbindenden Orientierungen wie Religion, Werte, Erziehungsregeln ihre prägende Kraft verloren hätten: „Die Chancen der Lebensplanung und die Vielfalt der Optionen nehmen zu, aber die Berechenbarkeit der Lebenswege nimmt ab!“

Das gefährde dann in der Folge die Fähigkeit, einander wechselseitig anzuerkennen (wichtigstes Bindemittel beim Zusammenleben). Hinzu käme die extreme Bedeutung von Affekten und Emotionalisierungen, die man besonders im poli-



tischen Raum feststellen könne. Dabei müsse immer wieder betont werden, wie besonders und originell man sei. So generiere man heute Anerkennung durch Andere. Heitmeyer: „Notwendig wäre allerdings ein viel größeres Maß an Ambivalenz- und Ambiguitätstoleranz, um Widersprüchlichkeiten in Politik, Wirtschaft und eigenem Leben auszuhalten.“ Aber es, wie neuere Untersuchungen zeigten, nähmen gerade diese Fähigkeiten beständig ab (Thomas Bauer). Das „Autoritäre“ nehme zu, um Klarheit und Eindeutigkeit zu bekommen!

2. Eine zweite Erklärung findet der Referent in dem, was er „kapitalistische Landnahme“ nennt, eine Art Verwirtschafterlichung sozialer Beziehungen, die Menschen nun vornehmlich nach ihrer „Nützlichkeit, Verwertbarkeit und Effizienz“ bewertet (Ökonomistisches Denken). Mit Emile Durkheim: „Je dominanter die Ökonomie, desto poröser werden die Bindungen an Werte und Normen“ – auch des Zusammenhaltens. Das weite sich heute aus auf das, was Heitmeyer mit „roher Bürgerlichkeit“ bezeichnet, als ein Verhalten von Leuten, die – selber wirtschaftlich nicht in Not – „mit dem Jargon der Verachtung gegen verschiedene Gruppen agieren auf dem Hintergrund einer glatten Fassade“.

3. Eine dritte Erklärung für Durchrohung findet Heitmeyer in den „entsicherten Krisenjahrzehnten“ selbst (seit 2001). Diese Abfolge von Krisen sei zunächst nur von prekären Teilen der Gesellschaft verspürt worden, dann aber seien auch „Bürger“ dazu gestoßen, weil sie Kontrollverluste in eigener Biografie und im Beruf fürchteten. Diese Krisen trügen damit zu einem „verrohungsaffinen Strukturwandel“ bei.

Krisen also gehörten zu den „Treibern der Durchrohung“. Sie träten immer dann auf, wenn die ökonomischen und politischen Instrumente zur Bearbeitung der auftretenden Probleme nicht mehr greifen und wenn die Sicherheit gebenden Zustände von vor den Krisen sich nicht wieder herstellen lassen.

Das führe zum Gefühl von Kontrollverlust über den eigenen Lebensweg und mache anfällig für Verschwörungstheorien: Man sucht Schuldige, um sich selber zu entlasten. Die Durchrohung der Gesellschaft werde sich also weiter – so die SchlussThese – verschärfend und enthemmend durchsetzen!

Frage: Gibt es Hoffnungschancen in dieser Vorhersage? Etwa die gern genommene affektive und kognitive Empathie, diese wichtige menschliche Eigenschaft? Er zweifle daran, so der Referent. Denn gerade die Fähigkeit zur Empathie schwände, wie Untersuchungen zeigten: Der größte Schwund hätte seit 2000 stattgefunden. Letzte Bemerkung des 79-jährigen Soziologen: „Ich habe keinen ermunternden oder hoffnungsfrohen Schlusssatz!“

Die Psychologin und Gruppenanalytikerin **Ulrike Kluge (Berlin)** referiert zum Thema „Belonging and Resonance – Psycho- und gruppensdynamische Resonanzrume im klinischen Alltag einer Migrationsgesellschaft.“

Zum Verständnis ihrer Arbeit wäre mit dem Schluss ihres Referates zu beginnen. Dort lässt sie Tanasgol Sabbagh (geboren 1993 in Amol, Iran) zu Wort kommen. Diese ehemalige Migrantin tritt seit 2011 deutschlandweit auf Slambuhnen auf. Sie machte ihren Bachelor in Orientwissenschaft mit dem Schwerpunkt Politik. Derzeit lebt und schreibt sie in Berlin und ist Stammautorin der Lesebuhne „Parallelgesellschaft“. Ihr poetischer Text im kurzen Auszug: „Es gibt den Sommer, es gibt den Winter, es gibt den graugezogenen Himmel an mehr als einem Tag. Es gab ihn schon immer. Es gibt die Tage, da kennt nicht einmal dein Handy dein Gesicht. Es gab so ein Versprechen, als Du aufgewachsen bist, also ein Wunsch, ein Bild von Deutschland, das nach Versöhnung aussah ...“

Diesen Wunsch sieht die Iranerin durch viele ihr hier widerfahrenen Ereignisse konterkariert und enttäuscht, wie sie im weiteren Text erzählt; immer mit der Einleitungsformel „Es gibt ...“: „Es gibt diese Angst und trotzdem ein Sprechen, ein Lernen, ein Auflehnen. Es gibt diesen Wunsch, es gibt diesen Willen“.

Für die Referentin war dieser poetisch formulierte Text in seiner Kritik und Zustimmung das gelungene Ergebnis einer nicht unkritischen Einbindung in der Balance von Verletzlichkeit und selbstbewusster Widerstandsfähigkeit.

Die Gesamtzahl von Menschen „mit Migrationshintergrund“ (eine sehr zu differenzierende heterogene Gruppe in erster, zweiter und dritter Generation) liegt bei 24,9 Millionen Burgerrinnen und Bürgern. Das wären 29,7% der Gesamtbevölkerung. Wir lebten heute eher in einer „postmigrantischen Gesellschaft“, so Ulrike Kluge. Das heißt, die Betroffenen seien überwiegend so sehr integriert und „deutsch“ und sich ihrer „Transformation“ gewiss, dass man eine Migration gar nicht mehr rückgängig machen kann oder sollte, wie die Referentin mit konkreten Beispielen belegte.

Diese Beispiele zeugten aber auch von einer fortdauernden sichtbaren und unsichtbaren fragilen und verwundbaren Existenz. Mindestens nämlich die Hälfte der Flüchtlinge in Deutschland sei psychisch krank (posttraumatische Belastungsstörungen und Depressionen). Das sei aber für die Geflüchteten selbst kein Einbindungshindernis! Eher seien es die Vertreterinnen und Vertreter der Aufnahmegesellschaft, „die psychische Gesundheit als Barriere für die Geflüchteten halten“! Deren Zuschreibung, Flüchtlinge seien überwiegend „traumatisiert“, entlaste eher die klinischen Praktiker und die Öffentlichkeit „von unerträglichen

Gefühlen, die durch extreme Erfahrungen ausgelöst werden“ (Trauma als Blackbox).

Es gebe eine solidarische Praxis „im Feld Gesundheit“, Zugang zu den Fähigkeiten der Betroffenen zu gewinnen. Sie weigere sich dabei aber, Verletzlichkeit (Vulnerabilität) und Widerstandsfähigkeit (Resilienz) von Geflüchteten als Gegensatz zu verstehen, sozusagen unabhängig von deren konkreter Situation (kontextfrei). Das würde nämlich nur bedeuten, die Geflüchteten noch einmal zu pathologisieren.

Frage also: Wie ermöglichen Therapeutinnen und Therapeuten (als Integrationsmittler) zusammen mit Dolmetscherinnen und Dolmetschern (als Sprach- und Kulturmittler) den hier Angekommenen Räume für Zugehörigkeit und Resonanz? Das Besondere ihrer Arbeit sei, dass sie für den therapeutischen Zugang zu den Patienten Übersetzung brauchen, weil sie deren Sprache nicht kennen. Sie brauchen also Hilfe, um zuzuhören und verstehen zu können! Zugleich sei zu beachten, dass Dolmetscher und Patient in diesem „Dreiersetting“ gegenüber der Therapeutin in der Mehrheit seien. „Das kann wiederum auch beim Behandler zu Gefühlen von Ausschluss und Fremdheit führen“. Fremd seien dann die „Behandler“.

Diese Arbeit in einer therapeutischen „Triade“ mit Dolmetscherin und Patientin stellte Ulrike Kluge am Ende in einer wechselvollen „Fallgeschichte“ mit Dolmetscher und Patientin eindrücklich dar: Sie reichte von Stummsein, Verzweiflung, großer Erwartung, über Rückkehr traumatischer Erlebnisse, Dolmetscherwechsel zu einer jüngeren bikulturellen Dolmetscherin bis hin zur Möglichkeit für die Patientin, schließlich auch von schamvollen Erlebnissen zu sprechen. Dies Erzählen setzte sich über manche andere erinnerte Lebenssituation fort, bis sie die deutsche Staatsbürgerschaft erhielt. Die Referentin wörtlich: „Vorletzte Woche kam sie in unsere Praxis, strahlte, sprach ununterbrochen, wie befreit. Sie fiel sogar der Dolmetscherin ins Wort, korrigierte sie und bedankte sich. Ich läutete den Abschied ein.“

**Renate Daniel (Hohentengen)** sprach zum Thema: „Im Spannungsfeld unlösbarer gesellschaftlicher Konflikte. Reflexion über Polarisierung, Feindbilder und das Fremde.“ Ihr erster Satz: „In Friedrich Schillers ‚Ode an die Freude‘ wird imaginiert, dass alle Menschen Brüder werden, in Freude verbunden auf Himmlisches bezogen.“ Wir kennen aber auch aus dem Alten Testament die Mahnung: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“

Die Referentin betonte also, dass Polarisierungskräfte sowohl innerseelisch im einzelnen Menschen wirken sowie in kleinen und großen Gruppen. „Sie werden uns mit der Familie

– unserem ersten Team – in die Wiege gelegt, denn von Lebensbeginn an erleben wir hier Verschiedensein, Liebe und Fürsorge, aber auch Macht, Aggression“. Aber es wäre falsch, Polaritäten und insbesondere die Polarität zwischen Gut – Böse als pathologisch zu klassifizieren, denn diese Unterscheidung ist die Konsequenz der Bewusstwerdung. Das gehöre unabdingbar zum Menschsein. Im Folgenden beschrieb Renate Daniel dann im Anschluss an C.G. Jung Möglichkeiten einer eigenen (individuellen) Menschwerdung (Identitätsentwicklung) als „Werde, die oder der du bist.“ Es brauche dabei eine Beziehung zum unbewussten Anderen in uns, „dem bisher nicht Gelebten, Verdrängten oder Verpönten – eben dem Schatten, den wir häufig auf die Außenwelt projizieren, dort als Feindbild erkennen und deponieren, um unser gutes Selbstbild bewahren zu können.“

Nicht zu vergessen: Feindbilder und Feindschaft können auch Gruppen zusammenschweißen und das Wir-Gefühl verbessern. „Feindbilder fördern Gemeinschaft, wirken anziehend auf verunsicherte Menschen, die Halt und Heimat brauchen“. Aber entlastende Feindbildprojektionen neigen zu pauschalisierenden Verallgemeinerungen.

Es gebe jedoch auch versöhnende Einsicht und Abbau eines Feindbildes, häufig ausgelöst – wie das Beispiel der französischen Widerstandskämpferin Irène Laure zeigt – durch emotionale erschütternde Begegnungserfahrungen. Die können im Sinn der Inklusion versöhnend wirken (als „intensive Identität“).

Was also bringen Menschen gestaltend in „die Welt“ ein? Mit der französischen Philosophin Corinne Pelluchon vor allem Zuversicht. Man bekomme Hoffnung, „wenn Taten und Werke die Entwicklung von Menschen unterstützen.“ Das gelte auch für Großgruppen, die sozusagen unter einem Zeltdach sitzen. So erlebten ethnische, kulturelle, nationale oder religiöse Gruppen Gefühle von Zugehörigkeit und Verbundenheit: „Die Zeltstütze entspreche der/dem Führer\*in, die/der das Zelt aufrichtet... Die Zeltplane wiederum schützt als Container die Großgruppe, hat also mütterliche Funktion“.

Ein weiterer Aspekt: Zentral für die Großgruppenidentität seien auch gewisse Traumata durch tragische Erfahrungen, etwa verlorene Kriege, bei denen sich die Gruppe als hilfloses Opfer erlebte und meistens schlimme Verluste hinnehmen musste. „In Zeiten erneuter Bedrohung werden solche alten Traumata unbewusst getriggert, somit Erfahrungen der Schmach, Schande und Demütigung wieder belebt.“

Bleibt man beim Bild vom Zelt als zusammenhaltendem Container der Großgruppe, so könnte man sagen, dass in wirtschaftlichen Krisen das Gruppenzelt einen großen Riss bekommt. Es entstehen plötzlich „Unterzelte“, die Gleichgesinnte

in Untergruppen beherbergen, als ob die „Elite da oben“ in einem Zelt wohnt und „die da unten“ in einem anderen Zelt. Feindbilder und Feindschaft entstehen dann innerhalb einer Großgruppe, wie schon die Jung'sche Analytikerin Marie-Louise Franz anhand ihrer Märchenforschung festgestellt hatte. Wenn also die strukturgebenden Stützen des Zeltes zusammenbrechen, „suchen Gruppen häufig eine charismatische Persönlichkeit, die das Zelt wieder aufrichtet“. Und ausgerechnet charismatische Führer seien dann häufig in der Lage, die wunden Punkte einer im Krisenmodus befindlichen Gruppe anzusprechen: ihre dazugehörenden Ängste, Gefühle der Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit, aber auch Aggressionen und Racheimpulse. (Zitat des US-amerikanischen Regisseurs Michael Moore: „Trump ist die Handgranate, die die Abgehängten ins System geschmissen haben.“)

Interessanterweise suchten Menschen nach Neuem, „denn sowohl Donald Trump als auch Greta Thunberg haben als politisch Unbekannte die Mengen elektrisiert. Sie seien „archetypisch aufgeladene Symbole“. Trump symbolisiere den Archetyp des alten frauenfeindlichen Patriarchen und „Wolf im Robin-Hood-Pelz“, Thunberg den Archetyp des göttlichen Kindes: „Von einigen werden sie vergottet, von anderen dämonisiert.“

Frage also: Wo findet man das hilfreiche Neue? Es scheint ein archetypisches Muster zu sein, dass „der Keim des Neuen klein und lächerlich ist und üblicherweise nicht gleich entdeckt wird“, wie die Referentin am Beispiel des „Waldmachers“ Tony Rinaudo zeigte.

Weitere Frage: Kann die Religion, können eine Heilige, ein Heiliger aus der Polarisierung führen? Hier verwies Renate Daniel auf Niklaus von Flüe. Der nämlich hätte nach den Burgunderkriegen 1481 unter den eidgenössischen Städten und Landorten den Frieden von Stans vermittelt. Er gelte nicht von ungefähr als eine der Gründergestalten der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

Und heute? In einer Zeit, in der Europa um eine Gemeinschaft ringt, die aus mehr als nur Wirtschaftsinteressen besteht, könne sein Werk und seine Person ein neues, bescheidenes Fragen nach den Wurzeln eines solchen Zusammenhalts inspirieren. Jedenfalls: Flües „geistige und spirituelle Autorität – ohne jeglichen Eigennutzen – wurde von allen anerkannt, hatte vereinigende Kraft, bewirkte eine Enantiodromie (Vorstellung vom stetigen Gegeneinanderwirken der Kräfte, die allem Lebendigen als Grundgesetz innewohnt) und ermöglichte Frieden. Planen kann man so etwas nicht.“

Auf der Suche endlich nach etwas, was uns alle verbinden könnte, lohne sich die Erinnerung an die mittelalterliche euro-

päische Tradition der Allmende. Weite Teile des Landes konnte eine Einzelperson nicht exklusiv für sich besitzen, stattdessen war Land ein Gemeingut, das die Gemeinschaft nach fairen Regeln nutzen konnte. Erst ab dem 16. Jahrhundert habe sich in Europa mehr und mehr der Gedanke von privatem Landbesitz durchgesetzt.

Frage also: kann dies Paradigma des Privatbesitzes angesichts der derzeitigen massiven sozialen Ungerechtigkeiten weiter bestehen bleiben? Sie habe unter Berufung auf die Nobelpreisträgerin und Volkswirtschaftlerin Elinor Ostrom und deren Untersuchungen von der Schweiz bis nach Japan sich unwillkürlich an die Allmende erinnert: denn dort zeige sich – bis heute oder heute wieder – „ein spezifischer Geist im Umgang mit den Naturressourcen, ein schonendes, nachhaltiges und sorgfältiges Hüten und Pflegen“.

Fazit also: „Fürsorge und Gemeingut sind ein wichtiger Schlüssel für den Zusammenhalt. Ein menschnahes Sorgen nicht nur für die Natur, sondern auch für die emotionalen, geistigen und kulturellen Bedürfnisse der Menschen, vom Kindergarten an, kann eine präventive Kraft gegen Feindbilder und daraus folgende Grausamkeiten entfalten.“ Statt neoliberaler Profitmaximierung müsse wechselseitige mitmenschliche Sorge im Zentrum gesellschaftlichen Handelns stehen.

Die Friedenspsychologin **Nadine Knab (Landau und Tel Aviv)** zum Thema: „Wege des Friedens vom Ich zur Welt“, interessiert Situationen, in denen Menschen besonders uneinig sind, also Themen, die Bedeutung haben für Frieden und Konflikt. In Frieden leben zu können, ist ein Bedürfnis, das viele Menschen auf der ganzen Welt eint. Doch Konflikte seien ebenso eine Realität, wie aktuell in Israel und Gaza. Nadine Knab untersucht, wie Menschen Vorurteile abbauen, Kommunikation miteinander aufnehmen und so friedlich mit einander leben können. „Wenn man davon ausgeht, dass Kriege in den Köpfen von Menschen beginnen, muss man auch die Bildung von Frieden in den Köpfen von Menschen starten“. Dabei sei Frieden mehr „als die Abwesenheit von physischer Gewalt“. Und damit hänge eng zusammen, wie wir über andere Personen und über uns selbst denken (Frage der Identität als gemeinsamer oder sich abgrenzender Prozess). Sie fragte, welche Auswirkungen solche Gruppenidentitäten auf die Interpretation unseres Verhaltens haben? Ob sie also eine entzweiende oder vereinende Wirkung haben. Ihre These: Man könne vereinende Identitäten schaffen und nutzen für nationale und sogar transnationale (globale) Identitäten!

Dabei – so eine Zwischenbemerkung – gebe es das Problem der eigenen Wahrnehmungsverzerrungen (was für den einen

ein Terrorist ist, ist für die andere ein Friedenskämpfer, je nach politischer Einstellung). Auch umgekehrt könne man fragen: Was glauben wir, dass Andere über uns denken (mit Beispielen von jüdischen und arabischen Israelis): Keiner will selber Gewalt ausüben, aber – so die eigene Einschätzung – die jeweils Anderen „wollen einem etwas Böses“. Das hat Folgen dafür, wie man wem hilft. Und man tue gut, Hilfe „autonomieorientiert und nicht abhängigkeitsorientiert“ zu organisieren, damit die Betroffenen ihr Leben bald selbständig meistern können und sich weniger diskriminiert fühlen. Denn je bedrohter man sich als Helfer fühlt und je stärker zugleich die Pflicht zum Helfen (soziale Norm) vorhanden ist, desto stärker neige man zur abhängigkeitsorientierten Hilfe. Hilfe also ist nicht immer gleich Hilfe.

Gibt es effiziente Methoden, um Hoffnung zu schaffen? Die Referentin kam auf ihre These zurück, dass „Identitäten“ (national und global) eben auch vereinen können (Beispiel, wo sie in der Deutschen Bahn neben einem Israeli sitzt, und der versteht sofort, als auf ihrem noch auf Tel Aviv abgestimmten Handy der Raketenalarm losgeht). Sie habe in ihren Untersuchungen festgestellt, dass Gruppen, die mehr spenden, sich für die Umwelt einsetzen und mehr mit anderen zusammenarbeiten, eher zu einer Haltung neigen, alle Menschen auf dem Globus als Menschen achten zu wollen. Frage: Kann man diese Gruppe stärken? Ihr Zauberwort ist „Kontaktintervention“: Man bringt also Leute unterschiedlicher Gruppen miteinander in Kontakt, so dass „sich alle mögen“, weil sie Vorurteile abbauen können und weil sich in der Kontaktsituation Vorurteile zurücknehmen lassen und so gut zusammenarbeitet werden kann. Das lasse sich ausweiten auf EntscheidungsträgerInnen in Politik und Gesellschaft. Hindernisse für Kontaktsituationen ließen sich auftauen durch „paradoxe Intervention“. Denn Spaltungen in Politik und Gesellschaft hätten starken Einfluss auf unsere mentale Gesundheit (Verknüpfung von Meso- und Mikrothemen).

Es gebe, so die Referentin am Schluss, bei ihr ein „inspiration board“ mit Menschen, die durch ihr – auch im Leiden bewährtes – Handeln Vorbilder seien: „Wenn die Hoffnung haben, habe ich sie auch.“

Eingesprungen für Romy Jaster (Berlin) vertrat der Sozial- und Rechtspsychologe **Roland Imhoff (Mainz)** mit dem Thema: „Vom Antisemitismus und anderen verschwörungstheoretischen Weltbildern“ die These, dass Antisemitismus und Verschwörungstheorien viel miteinander zu tun haben.

Erste Beobachtung: Bei den Demonstrationen gegen die Vorschriften der Bundesregierung zu Covid tauchten viele antisemitische Plakate und Bilder auf. Man will sich damit selbst

zum Opfer machen, indem die Shoa verharmlost wird. Imhoffs Interesse war, über Analogien zum Antisemitismus heutige Verschwörungstheorien besser zu verstehen und zu fragen, wie man damit umgeht.

Zweiter Punkt: dass Antijudaismus und dann Antisemitismus Tradition hätten und früh vorweggenommen sei, was später dann real geschah. Hier verwies Imhoff als ein Beispiel auf Luther: „Die Juden sind ein solch verzweifeltes, durchböstes, durchgiftetes Ding, dass sie 1400 Jahre unsere Plage, Pestilenz und Unglück gewesen sind und noch sind [...]. Man sollte ihre Synagogen und Schulen mit Feuer anstecken [...]“, zitierte er Luther und deutete das als eine Art „Vorwegnahme ihrer Vernichtung“! Juden seien imaginiert als reiche und mächtige Wucherer, die den Leuten wegnähmen, was ihnen eigentlich zusteht. Diese Neidprojektion lasse sich verallgemeinern bis hin zu heutigen Verschwörungstheorien nach dem Motto: Hinter den Geschicken der Gesellschaft stehe planvolles Handeln, sozusagen „Strippenzieher“, die einem schaden wollen. Hinter allen Verschwörungstheorien stecke nämlich eine kohärente (zusammenhängende) Weltsicht. Man glaubt an das Wirken mächtiger Eliten, die sich geheim absprechen und die zum Nachteil aller anderen nur ihren Vorteil im Auge haben. Wörtlich: „Eine Verschwörungstheorie erklärt ein Ereignis oder einen Umstand durch geheime Absprachen einer Gruppe von Personen zu deren Vorteil und dem Schaden der Allgemeinheit“. Solche Theorien seien deshalb so attraktiv, weil alles mit allem gut zu verbinden ist. Sie stützen sich gegenseitig, und so stütze Antisemitismus eben auch Verschwörungstheorien und umgekehrt, wie man auf machen Demonstrationen dieser Tage habe beobachten können. Solcher Verschwörungsmentalität habe bereits Karl Popper (1958) widersprochen: „Diese Ansicht entspringt der falschen Theorie, dass, was immer sich in einer Gesellschaft ereignet, das Ergebnis eines Planes mächtiger Individuen oder Gruppen ist. Besonders Ereignisse wie Krieg, Arbeitslosigkeit, Knappheit, also Ereignisse, die wir als unangenehm empfinden, werden von dieser Theorie als gewollt und planbar erklärt“. Solche Haltungen seien übrigens an keine besondere politische Gruppe gebunden.

Frage: Warum sind Verschwörungstheorien so wirksam? Sie bieten scheinbar (asymmetrische) Vorteile. Zum Beispiel fühlt es sich besser an, wenn man glaubt, große Ereignisse hätten auch große Ursachen (an einen banalen Zufall glaubt man eher nicht). Außerdem seien Verschwörungshaltungen ziemlich stabil. Dies gebe ein Gefühl von Sicherheit, besonders in Zeiten, in denen „die Wissenschaft“ selber nicht eindeutig sei! Dritter Vorteil: Man habe das Gefühl, mit seiner Theorie etwas Besonderes zu sein. Das wertet die eigene Person auf (ich allein blicke durch



und hab es schon immer gewusst). Viertens hätten wir alle den Hang, planvolles Handeln zu vermuten, „auch dort, wo keines am Werke ist“. Es verschaffe einem ein Gefühl von Kontrolle: Man kann etwas machen und ist nicht einfach dem Zufall ausgeliefert.

Fazit: Man übernimmt Verschwörungstheorien, weil sie bestimmte eigene Bedürfnisse bedienen. Man hat klare Antworten, ist nicht mehr so unsicher. Der Zufall ist abgewehrt und die eigene Weltsicht wird bestätigt. Man verspricht sich davon Kontrolle und Sicherheit. Und man bekommt ein positives Bild von sich selbst und von der gleichgesinnten Gruppe.

Gibt es Möglichkeiten, hier zu intervenieren? Da wir alle ausgewählt (selektiv) wahrnehmen und uns gern bestätigt sehen (der Referent nennt das „konfirmatorische Informationsverarbeitung“), sei es mit Änderungen von Meinungen eher schwierig. Auch, wenn man ChatGPT mit den gesammelten Gegenargumenten gegen Verschwörungstheorien ins Spiel bringt (wie unlängst in den USA versucht), nehme die Zustimmung zu einer bestimmten Verschwörungstheorie zwar ab, aber wie lange hält das an? Man könne auch nicht einfach an künstliche Intelligenz delegieren, was man selber nicht zustande bringt. Deshalb sei es zunächst einmal interessant, sich selber mit einer Verschwörungstheorie zu beschäftigen, denn die sei meist gut erzählt und folge häufig dem Format griechischer Tragödien: Es gibt Helden und Schurken. Allerdings, so schloss Roland Imhoff, es gebe eine klare Grenze zwischen persönlicher Überzeugung und menschenfeindlicher Hetze: „Hier ist Widerspruch gefordert“.

Wir hätten, so **Maximilian Probst (Hamburg)** zu Beginn seines Vortrags „Zwischen Verdrängung und Verzweiflung“ die Neigung, in Angesicht der Klimakatastrophe in Extreme zu verfallen. Entweder einfach zu verdrängen oder – angesichts der großen Aufgabe – in Verzweiflung zu geraten. Verdrängung sei das Normale, besonders in der Mitte der Gesellschaft. Warum die Zeit so drängt? Weil wir in den vergangenen 35 Jahren zu wenig getan hätten; wider besseren Wissens übrigens (denn seit der Klimakonferenz 1989 in Toronto herrsche bereits Einigkeit darüber, dass die Klimaerwärmung dramatisch zunimmt). Bleibt dann nur, zu verzweifeln, wie bei vielen Jugendlichen und dem Generalsekretär der UNO oder bei denen, die sich mit der „Gnade der frühen Geburt“ trösten?

Interessanter sei es zu ergründen, was zwischen Verdrängung und Verzweiflung liegt? Erste Antwort: Die Schuld. Sie liege am Grund der Verdrängung und stelle sich ein, weil man fürchtet, zur Rechenschaft gezogen zu werden. Diese Hinweise auf unser Selbstverschulden machten uns dann eher bitter oder gar verzweifelt! Er zöge es jedoch vor, so Maximilian Probst,

„in eine Perspektive jenseits von Schuld“ vorzudringen. Schuld (hier politisch verstanden) nämlich habe man längst durchquert. Man sei bei einer größeren Freiheit und Selbstverantwortlichkeit angelangt. Aber es stelle sich sofort die Frage nach einer „Kollektivschuld“ (Karl Jaspers) mit der Behauptung, die Menschheitsgeschichte als Ganze sei ein Fehlgriff (Anthropozän)? Oder die Wohlstandsländer oder „der Westen“ seien schuld?

So pauschal gehe das nicht. Denn – nach Jaspers – könne der Mensch nie kollektiv, sondern nur als Einzelner schuldig werden. Entscheidend sei denn auch nicht so sehr, wie wir persönlich leben und konsumieren, sondern wie wir politisch und ökonomisch handeln! Deshalb müsse – so die These von Maximilian Probst – an die Stelle der Kollektivschuldthese eine neue politische „Attributionsforschung“ (Zuordnungsforschung) treten. Die macht konkrete Aussagen darüber, wer für den Klimawandel vorrangig verantwortlich zeichnet. Denn das Wissen über das gefährdete Klima sei nicht neu und man müsse fragen, warum trotz vorhandenen Wissens so wenig geschehen ist seit 1989?

Der Hinweis, unser Wirtschaftswachstum sei Hauptverursacher gelte nicht! Denn zum Beispiel Jimmy Carter habe bereits 1979 das Ziel ausgegeben, dass die USA bis zum Jahr 2000 20% ihres Energiehaushalts aus solarer Energie decken sollte. Carter wurde bekanntlich abgewählt.

Fazit: Die Klimakrise ist politisch gemacht und sie werde weiter politisch verschärft. Von wem? Hier brachte der Referent als Hauptverursacher die „fossilen Eliten“ ins Spiel, also alle, die ein unmittelbares oder vermitteltes Interesse daran haben, Kohle, Gas und Öl zu verkaufen im Zusammenspiel von Industrie, Politik und Medien. Sie alle hätten über den Klimawandel Bescheid gewusst. Seit den 80er Jahren sei ihnen das (auch durch hauseigene Wissenschaftler) klar gewesen, wie Maximilian Probst am Beispiel von Shell deutlich machte. Nicht wir selber also seien vorrangig schuld am Klimawandel, wie die „fossilen Eliten“ suggerieren, wenn sie die Schuld bei den Konsumenten abladen. Trotz der Hauptverursacher „fossile Eliten“ hätten wir jedoch auch persönlich viel unterlassen, wie der Referent bereits von seiner Gemeinschaftskundelehrerin vor über dreißig Jahren gelernt habe.

Was also tun? Über den Umweg von Dostojewskis Figur Raskolnikov bekomme man ein Bild dafür, wie man durch Anerkennung eigener Unterlassungen wieder ein freiheitliches Leben erlangt.

An dieser Stelle brachte der Enkel des Widerstandskämpfers Christian Probst eine Analogie zu NS-Zeit und dem Staatsstreich des 20. Juli, nicht im Sinn einer Gleichsetzung, sondern, um

einen Fingerzeig für heutige Aufgaben zu bekommen. Damals nämlich seien die politischen und weltanschaulichen Differenzen der Beteiligten angesichts der Gefahr „aufgehoben“ gewesen. So ähnlich könnte auch das Klimaengagement heute gelingen! Es werde dann verstanden als „Großaufgabe liberal demokratisch gesonnener Parteien und aller möglichen Gruppen, gleich welcher Weltanschauung!“

Die Dramatik der Stunde erfordere heute diese Form der differenzübergreifenden Zusammenarbeit. Nicht die Grünen seien der Hauptfeind, wie manche gegenwärtig behaupteten. Sondern es sei der gemeinsam zu bekämpfende Klimawandel. Dazu sei es notwendig, wenn man nicht in einer Partei ist, Gruppen und Gemeinschaften und Initiativen zu bilden, die sich einsetzen für die „ökologische Transformation“. Man könne sich dann selbst als Medium (Mittelpunkt) der ökologischen Transformation begreifen: mitreden, einmischen, Multiplikatoren gewinnen.

Und dazu sei es nicht zu spät, wie noch einmal das Beispiel des Widerstandskämpfers Stauffenberg belegt. Der sei erst in den Widerstand gegangen, als ihm die unmittelbare Niederlage vor Augen stand! Und diese Haltung bedeute für den Klimaschutz heute, niemanden abzuschreiben, gerade auch im rechtskonservativen und wirtschaftsliberalen Milieu, das die Krise besonders stark verdränge. Denn – und so endete Maximilian Probst – „für die Verzweiflung ist es immer zu früh, für den Ausstieg aus der Verdrängung nie zu spät, vor allem dank der wirklich guten Nachricht, dass die technologischen Voraussetzungen bereits gegeben sind, die ökologische Transformation zügig umzusetzen.“

Mit seinem Abschlussvortrag „Frieden lernen“ warb dann der Publizist **Heribert Prantl (München)** für die Unterbrechung oder – mit Walter Benjamin – für den „kleinen Sprung in der kontinuierlichen Katastrophe“. Er plädierte nachdrücklich für Haltung und Erziehung zum Frieden. Denn es gebe keinen inneren Frieden ohne äußeren Frieden und keinen äußeren Frieden ohne inneren Frieden. Diese Erkenntnis müsse „gelehrt, gelebt und geglaubt werden“.

Also führte er sehr eindringlich vor, dass Frieden stiften eine Haltung von Hoffen sei „wider den Augenschein und das Wissen von der Kraft des Wortes.“ Diese Kraft stand ihm reichlich zu Gebote, so, als er – durch einen Traum unmittelbar vor dem Vortrag angestoßen – mit einer Meditation über das Wort „Fegefeuer“ begann. Es sei für ihn, den katholisch Sozialisierten, zugleich ein Bild für unsere heutige Situation: „Das Feuer brennt heute nicht im Jenseits, sondern im Diesseits – aber jenseits einer Wirk-

lichkeit, die auf die Illusion des „Weiter so!“ setzt. Wir leben in einer Zeit, in der sich mit dem Klimawandel und den atomaren Gefahren die Hölle auf Erden ankündigt.“ Er beschreibt mit den Hitzewellen, Feuer und Dürren, Starkregen und Hochwasser reale Lebenssituationen: „All das zeigt an, dass es unheilvoll heiß wird, dass wir also in einem neuen Purgatorium angekommen sind – also in einer Welt zwischen Himmel und Hölle, bedrohlich nah an letzterer, an der Hölle. Wir sind nicht im Frieden mit der Natur, wir sind nicht im Frieden mit der Umwelt, wir sind nicht im Frieden mit uns selbst. Es herrscht Krieg, viel zu viel Krieg.“ Die Hoffnung auf Läuterung hingegen sei heute nicht spirituell, sie ist essenziell. Für ihn sei Demokratie eine institutionalisierte Läuterung. „Demokratie ist das Fegefeuer als Staatsform, sie ist das anhaltende Bemühen, es besser zu machen, sie ist der anhaltende Versuch der Läuterung, in dem Wissen: Wenn wir das nicht immer wieder versuchen, wenn wir müde werden, wenn wir einschlafen – dann besteht die Gefahr, dass wir in der Hölle, in der Autokratie, in der Diktatur aufwachen.“ Freilich hätten die Teufeleien heute andere Namen: Egoismus, Individualismus, Extremismus, Fundamentalismus, Profitismus, Marktradikalismus, Nationalismus, Militarismus, Rassismus. All diese Ismen sind nicht abstrakt, sie hätten Macht, Kulte, Gläubige, Messiasse und Jünger: Weltgeschichte wie ein gigantischer Staubsauger, der alle Sicherheiten wegsauge. Man dürfe aber diesem „Sog“ nicht folgen. Mit dem „Betriebsprogramm“ Demokratie gebe es „die Chance, erfolgreich am Heilwerden der Welt zu arbeiten und auf diese Weise den Himmel ein wenig offen zu halten.“ Er halte sich an die klare Botschaft des Grundgesetzes mit der Menschenwürde an der Spitze dieser Verfassung. „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Europa lebe nicht nur vom Euro, sondern „von seinen Werten, von der Glaubens- und Gewissensfreiheit, der Freiheit der Person, der Gleichheit der Menschen vor dem Gesetz und der Freizügigkeit“. Den „Müttern und Vätern des Grundgesetzes“ sei wichtig gewesen, in einem vereinten Europa „dem Frieden der Welt zu dienen“. Dem sei nicht oder nicht mehr so. Frieden sei eben kein natürlicher Zustand. Er müsse „gestiftet“ werden, indem man die Dynamik des Hasses stoppt. Frieden stiften gehe nicht ohne einen Glauben, denn es brauche Vertrauen in die Möglichkeit im Unmöglichen, Frieden brauche den Horizont über die Gegenwart hinaus, Frieden brauche die Utopie jenseits des Hier und Jetzt. Frieden stiften: Das sei die Hoffnung gegen den Augenschein und das Wissen von der Kraft des Wortes.

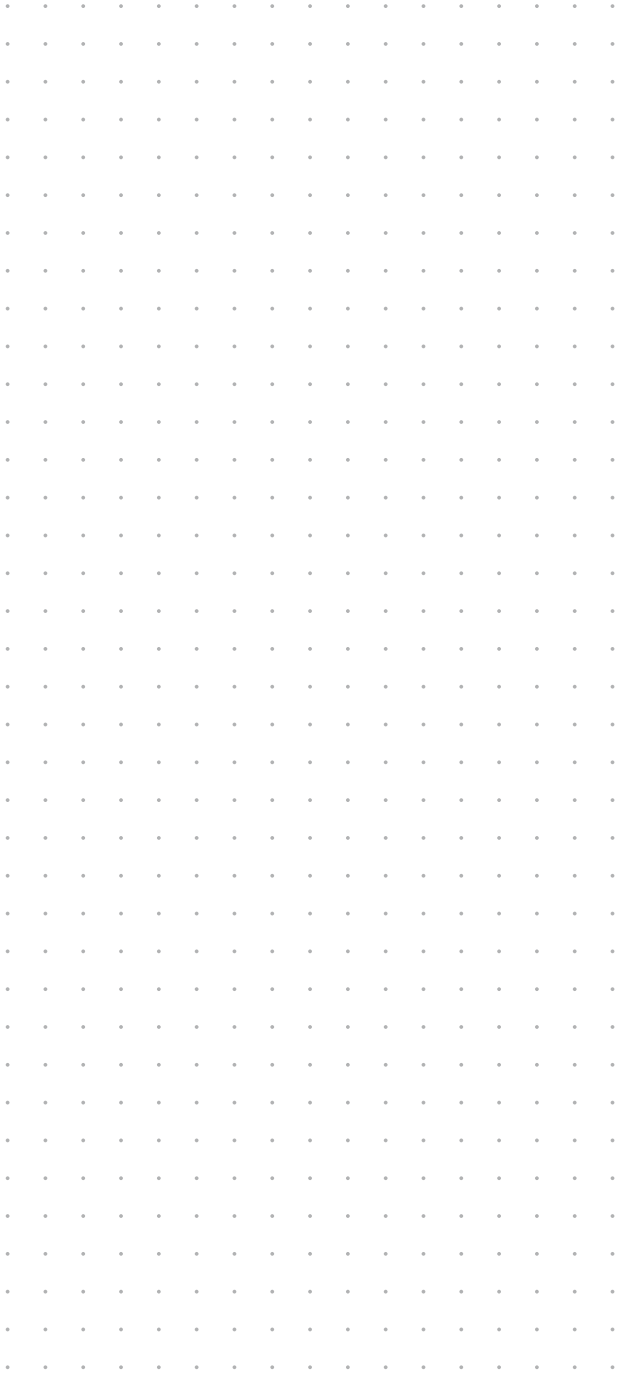
Darum plädiert Prantl nachdrücklich für frühe Friedenserziehung. Die sei nicht Konfliktvermeidung, sondern Fähigkeit, Konflikte zu erkennen, zu benennen, zu verhandeln und zu

lösen – und die unlösbaren auszuhalten. Sie sei auch Kunst des Kompromisses, Schule der Neugier, die dem anderen begegnet, ohne gleich zu werten. Es gehöre Sprachenlernen dazu und gemeinsames Musizieren. Man brauche dazu Schülerinnen und Schüler als Streitschlichter und Mediatoren. Und Kinder und Jugendliche müssen die Erfahrung machen, etwas wert zu sein, etwas zu können, über sich selbst hinauszuwachsen und auch Scheitern und Misserfolge auszuhalten. Solch Einüben finde dann nicht nur in der Schule statt und ende nicht mit dem Abschlusszeugnis. Es bleibe eine lebenslange Aufgabe, die auch an Universitäten und in Betrieben stattfinden muss, dort jedenfalls, wo Interessenkonflikte aufeinanderstoßen.

Also Pazifismus? Er sei kein Pazifist, gestand der Referent, aber er bewundere diese Haltung, weil sie auf die Kraft des Rechts setzt, auf Frieden durch Recht hofft und weil sie „der Gerechtigkeit das Schwert wegnimmt“. Aber wie die Herrschaft des Rechts sichern? „Schwerter zu Pflugscharen“, sagen die Pazifisten. Die Pazifismus-Kritiker antworten: Nicht mit Pflugscharen und gutem Zureden sind die Nazis besiegt worden. Das stimme. Aber die Atombomben machten den Unterschied zu damals. Der Einsatz von Atomwaffen wäre der Untergang des europäischen Kontinents, der Untergang der zivilisierten Welt. Ihr Einsatz wäre nicht eine Zeitenwende, sondern das Zeitenende. Deswegen bleibe für ihn, so Prantl, Pazifismus der große und wichtige Widerspruch! Denn „wer Frieden will, soll den Frieden suchen, er soll ihn vorbereiten, er soll ihn pflegen – nicht erst im Krieg, sondern lange vorher, bevor er zu köcheln und zu kochen beginnt. Das ist für mich Pazifismus. Wenn ich ihn so definiere, wenn ich ihn so beschreibe – dann bin ich auch ein Pazifist.“

Was Wunder, dass dem Referenten eine Hommage an Europa gelang, weil dort häufiger die Entfeindung von „Erbfeinden“ gelungen sei: „Machten wir eine Bilanz unseres geistigen Besitzes auf, so würde sich herausstellen, dass das meiste davon nicht unserem jeweiligen Vaterland, sondern dem gemeinsamen europäischen Fundus entstammt. „Vier Fünftel unserer inneren Habe sind europäisches Gemeingut“, so hat es der spanische Philosoph Ortega y Gasset beschrieben. Der Vortrag endete mit einem Ovidzitat: „Glücklich ist, wer das, was er liebt, auch wagt, mit Mut zu beschützen.“ Prantl: „Wir lieben die Grundrechte, wir lieben das respektvolle und friedliche Zusammenleben der Menschen aller Religionen und Kulturen, wir lieben Europa, wir lieben die Freiheitsrechte, wir lieben unser Grundgesetz, wir lieben die Demokratie. ‚Glücklich ist, wer das, was er liebt, auch wagt, mit Mut zu beschützen.‘ Gönnen wir uns dieses Glück!“

Notizen





# Ankündigung der Arbeitstagung 2025

Vorläufiges Leitthema:

## Die vielen Gesichter der Einsamkeit

**Datum:** Sonntag, 2. November 2025 bis  
Donnerstag, 6. November 2025

**Tagungsort:** Inselhalle in Lindau und online

Das endgültige Programm mit allen Einzelheiten nebst Anmeldeformular wird im Frühsommer 2025 versendet und kann bei unserer Geschäftsstelle „igt e.V., Postfach 701080, 81310 München“ kostenlos angefordert werden. Sofern Sie diese Ankündigung unter Ihrer eigenen Adresse erhalten haben, oder wenn Sie Mitglied bei uns sind, erhalten Sie das Programm ohne weitere Anforderung zugesandt.

## Kontakt

Internationale Gesellschaft für Tiefenpsychologie e.V.

Postfach 701080, 81310 München

Telefon: 089/12 41 74 51

E-Mail: [info@igt-lindau.de](mailto:info@igt-lindau.de) · Web: [www.igt-lindau.de](http://www.igt-lindau.de)